

Tan Caglar ROLLT BEI MIR!



»Dieses Buch ist eine Inspiration und ein Motivator. Man möchte danach Bäume ausreißen und die Welt erobern. Respekt!«

BÜLENT CEYLAN



ullstein

Das Buch

Was für eine Karriere! Der in Hildesheim aufgewachsene Tan Caglar ist nacheinander Werber, Profibasketballer, Motivationscoach, Model, Schauspieler und Comedian. Und dann schlägt das Schicksal grausam zu: Er muss auf Dauer in den Rollstuhl.

Würde man Tan Caglars Leben so erzählen, wäre das sicher ergreifend. Aber auch total falsch. Denn der Rollstuhl gehört an den Anfang dieser Karriere. Die Highlights kamen alle nach dem Tag R. Da war Tan 26 – und der seit Langem bekannten Prognose Rollstuhl erstaunlich lange davongelaufen.

Nach einer bewegend geschilderten Phase der Depression hat er sich entschlossen, der für ihn vorgesehenen Rolle Behindter einfach davonzufahren. Wie er das gemacht hat und macht – davon erzählt Tan Caglar in seinem humorvollen und zugleich anrührenden Lebensbericht. Mit dabei unter anderem: wieso die Kombination behindert und Türke die meisten Deutschen überfordert. Wie man als Raufbold im Kindergarten eine Psychologin reinlegt. Was einen deutschen Türken im Heimurlaub so alles stört. Und welcher Segen die bedingungslose Liebe von Eltern sein kann.

Der Autor

Tan Caglar, *1980, ist Comedian. Er gewann den Publikumspreis Stuttgarter Besen und war Finalist beim Prix Pantheon sowie Guest im TV bei Dieter Nuhr und Bill Mockridge. Der ausgebildete Werbekaufmann lebt in seiner Heimatstadt Hildesheim und überall dort, wohin ihn seine Bühnenshows führen.

Prolog

Bitte nehmen Sie Platz! Der Tag, an dem ich in den Rollstuhl kam

Eine Sekunde.

Zeit für zwei Silben.

Mehr braucht es nicht, um dir das Leben zu versauen.

»Roll-stuhl«. Das waren meine zwei Silben. Mein Moment der Wahrheit, nach dem nichts mehr so sein sollte wie zuvor. Dabei hatte mich dieses Wort mein Leben lang verfolgt, mir aufgelauert. Seit meiner Geburt und dem festgestellten Rückenmarksleiden Spina bifida umkreiste mich der Begriff wie ein Satellit. Ab und an sah ich ihn in weiter Ferne aufblitzen, wenn das Wort – dieses Ungetüm – in Behandlungsgesprächen fiel, auf Nachfrage von Freunden oder im Small Talk mit barschen Fremden. Aber immer konnte ich verneinen, wie unbeteiligt abwinken. Es ging ohne. Ich hatte eine Gehbehinderung, aber ich konnte laufen!

Und jetzt sitzt mir der Arzt gegenüber, und das zweisilbige Wort ist von seiner zu meiner Seite herübergeschwebt wie ein durch die Luft übertragbarer Virus. Und jetzt soll ich damit umgehen? (Oder heißt das ab jetzt »umsitzen«? Oder »umfahren«?)

Aber mir ist nicht nach Blödeln zumute. Ich fühle mich nur noch elend. Die Kehle zugeschnürt, starre ich vor mich hin, regungslos. So als könnte ich das Unausweichliche noch einmal abwenden, solange ich nur keinen Mucks von mir gebe. Aber die Er-

gebnisse sind so eindeutig wie der Blick des Arztes mild. Ich muss in absehbarer Zeit in den Rollstuhl. Für immer. Diese drei Silben sind noch schlimmer als die ersten beiden: Für im-mer. Puh!

In meinem Schädel zucken die Gedanken. Was wird aus dem Sport? Da bin ich sehr ambitioniert dabei. Ich war sogar einmal zum Probetraining bei der Jugend eines Fußball-Erstligisten eingeladen. Auf dem Papier stachen meine Werte als Torhüter heraus; und meine Gehbehinderung wurde daraus irgendwie nicht ersichtlich. Was haben die Scouts Augen gemacht, als ich um die Ecke gehumpelt kam! Solche Auftritte liebe ich. Die Komik aus meiner Situation ziehen und mich daran aufrichten.

Ich habe dann doch lieber Basketball gespielt – und es bis in die Bezirksliga geschafft. Das kann ich mir ab jetzt schenken.

Ein Leben lang im Rollstuhl also? Wie Stephen Hawkins, nur ohne Genialität? Wer will das denn? Niemand natürlich. Kein Rollstuhlfahrer auf diesem Planeten – ganz egal, wie selbstverständlich er seinen Alltag zu meistern scheint – hat sich dieses Schicksal ausgesucht; jeder musste sich damit arrangieren. Rollstuhl statt Gehen ist niemals etwas, um das man gebeten hätte. Klingt trivial, wird aber trotzdem oft übersehen.

Ganz anders ist das ja beim Liegefahrrad. Auf die Kameraden dürfen Sie getrost mit dem Finger zeigen, wenn Sie einen erblicken. Diese erwachsenen Menschen, die krampfig über ihre Plauze blicken und viel zu dicht an uns vorbeisausen, diese wandelnden Nackenschmerzen haben ihren traurigen Seinszustand im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte und freiwillig gewählt! Die sind selbst schuld. Was läuft im Kopf dieser Leute ab? Ich möchte mich körperlich betätigen, aber dabei bitte liegen bleiben! Ein Liegefahrrad? Ganz ehrlich: Dann lieber Rollstuhl. Ich kann im Sommer wenigstens problemlos weite Shorts tragen, ohne dass

mir dabei alle paar Meter einfach alles unbemerkt aus der Hose rutscht!

Ich wünschte, der Humor wäre damals, beim Arzt, zur Stelle gewesen, um mich aufzufangen. Doch zum Scherzen war mir kaum zumute. Dazu kauerte ich viel zu benommen in meiner Ecke und fühlte mich wie erschlagen.

Ein Rolli? Das war doch nicht ich!

Das Niederschmetternde am Rollstuhl steckt ja schon im Begriff selbst. Es ist ein Stuhl, und es rollt – hä? Das ist nichts Halbes und nichts Ganzes. Kein richtiges Möbelstück und auch kein echtes Fahrzeug. Haben Sie mal versucht, mit Ihrem Fernsehsessel Bahn zu fahren? Nicht viel anders fühlt es sich mit Rollstuhl an. Du sollst den ganzen Tag drinsitzen, aber genauso damit deine Oma besuchen. Der Rolli ist wie der sprichwörtliche schwere Rucksack – aber diesen schleppst du den ganzen Tag unterm Hintern mit dir herum.

Warum ich? Die typische pathetische Frage vom Schicksal überrollter Menschen. Immer ohne Antwort.

So zerfloss ich in meiner Ecke. Ich registrierte rohe Furcht, gepaart mit Einsamkeit. Es gab kein Außen mehr. Ich vernahm nur noch bebendes Innen.

Ja – doch: Das war ich. Damals.

Ladies and gentlemen: Tan Caglar!

2.500 Menschen machen Krach. Das tun sie automatisch, wenn man ihnen ordentlich einheizt. Da muss nur jeder ein kurzes Jubeln in die Runde schicken, ein »Ja!« hier, ein lang gezogenes »Juhu!« da, dazu das frenetische Klatschen von 5.000 Händen, und schon summiert sich das Ganze urplötzlich zu einem akustischen Hexenkessel. So als hätte man sich zu Hause nachts um drei versehentlich auf die Fernbedienung gesetzt und den Volume-Balken auf 100 getrieben.

Der Grund für das Getöse: bin ich. Zwölf Jahre sind seit dem Arztgespräch vergangen. Und jetzt warte ich in der ausverkauften Berliner Tempodrom-Arena hinter der Bühne auf meinen Auftritt als Deutschlands erster Comedian im Rollstuhl – und vor der Bühne wartet nichts weniger als eine aufgepeitschte, monströse Masse! Einziger Schönheitsfehler: Sie warten nicht direkt auf mich. Sie warten auf denjenigen, den sie auf meiner Position hinter dem Vorhang vermuten, sie rasten aus wegen Bülent Ceylan, dem türkisch-mannheimerischen Comedy-Titan. Und ich fühle mich wie ein Schüler, dem im letzten Moment eröffnet wurde, er müsse das Referat für einen erkrankten Mitschüler übernehmen. Wie bin ich da bloß reingeraten?

Egal, was gleich kommt, es ist zweifelsfrei der Höhepunkt meiner jungen Karriere als Komiker. Der Termin in Berlin, der große Tag, stand seit geraumer Zeit im Kalender. Es fühlte sich an wie ein zusätzlicher Feiertag, etwas Besonderes. Als alle Formalitäten vertraglich fix gemacht waren, hatte ich mich gefreut wie ein kleiner Junge. Tempodrom, Hauptstadt – das war schon eine Hausnummer. Aber es war noch lange hin, bis ich die berühmte

Berliner Location am Anhalter Bahnhof betreten sollte. Mein Soloprogramm war für diesen Abend im Winter 2017 angesetzt – im kleinen Saal.

Doch dann kam alles ganz anders.

Da mein Gig mit dem von Bülent, der in der großen Halle performen würde, auf denselben Tag fiel, hat er spontan vorgeschlagen, dass wir für die ersten zehn Minuten die Bühne tauschen. Eine Idee, die vor allem der Spaßgigant selbst für eine willkommene und vollkommen naheliegende Aktion hält, um für noch mehr Wirbel im bereits tosenden Orkan zu sorgen. Mit leuchtenden Augen und federnden Schritts ist er von dannen gezogen, um mein wesentlich kleineres Publikum zu überraschen – wer hätte da gewagt, ihn aufzuhalten?

Ich warte also hinter dem Vorhang. Der nicht abreißende Strom des menschlichen Gebrodels auf der anderen Seite erfüllt allmählich meinen gesamten Körper. Ich spüre, wie mir die Radlager weich werden – meine Knie sind es ja ohnehin immer. Ich kriege ein Zeichen, noch wenige Sekunden. Mir zittern die Hände – und das, obwohl ich in einer Zwangsjacke stecke. Die ist zum einen nötig, damit ich mich auf die Bühne vor das fremde Publikum traue, anstatt einfach wegzufahren – zum anderen handelt es sich um das originale Bühnenoutfit, welches der Rock-n-Roll-Berserker Bülent zu Beginn seiner Liveshows zu tragen pflegt.

Der Vorhang hebt sich. Endlos lange dauert das. Schließlich verschwindet er aus meinem Blickfeld, ins Nichts. So wie mein Blutdruck auch gerade. Perfekt getimt schiebt mich ein Mitarbeiter auf die große, breite Fläche. Normalerweise befördert er in diesem Augenblick Bülent in einer rollbaren Hannibal-Lecter-Vorrichtung hinaus. In diesem Fall bleibt das Bülent-Vehikel im Backstagebereich, denn ich habe ja meine eigene Sackkarre mitgebracht. Ich kann gar nicht sehen, wo die Bühne endet. Eine Se-

kunde lang denke ich, ich werde ohnmächtig. Was bei mir ja etwas später auffiele als bei Bülent.

Was dann passiert, ist purer Rausch. Meine Stimme klingt fest und kiekst nicht. Ich höre mich Text sprechen, der erstaunlich nach den Sätzen klingt, die ich mir nur Minuten vorher einge-trichtert habe. Und die Leute lachen. Sie. Lachen. Da sind 2.500 Menschen, sie haben nicht mit mir gerechnet, viele wissen gar nicht, wer ich bin, aber ich kriege sie gepackt! Was für ein Gefühl! Die Energie ist wie mit Händen zu greifen. Fast überwältigt es mich, so nah fühle ich mich allen, obwohl ich die hinteren Sitzrei-hen nur erahnen kann. Ich spiele mein Set, als hätte ich nie etwas anderes getan, als wäre es das Normalste der Welt, vor so vielen Menschen »all in« zu gehen – gewinnen oder verlieren. Heute ge-winne ich wohl. Der Hammer!

Die Bühne verlasse ich nicht als Rollstuhlfahrer – ich schwebe von ihr herab. Ich glaube, ich grinse wie damals, als ich ... obwohl, nein, so wie jetzt habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gegrinst. Mir tun die Wangen weh vom ganzen Gegrinse. »Ne gün!«, wie man auf Türkisch sagt – was für ein Tag! Es ist wie ein Trip. Ein drogenfreies High!

Ich sage 2.500 Mal Danke.

Später, nach jeweils 100 Minuten Auftritt vor dem ursprüng-lich vorgesehenen Publikum, treffe ich auf Bülent und seinen Ver-anstalter. Wir beglückwünschen uns gegenseitig wie kleine Jungs. Mit einem Schmunzeln berichte ich meinem berühmten Kollegen, mein Publikum habe den »Warm-Upper« ganz okay gefun-den, den ich geschickt habe. Der Veranstalter erwähnt zwei Frauen in der ersten Reihe des großen Saals, die spontan ihre Hände vor dem Gesicht zusammengeschlagen hätten, als ich auf die Bühne geschoben wurde. Jetzt fällt mir die Szene wieder ein –

eine Momentaufnahme, für deren Verarbeitung im Adrenalinstrudel bisher keine Zeit war.

»Die sahen aus«, setze ich an, »als hätten sie gesagt: Oh nein, Bülent sitzt im Rollstuhl!« Doch ich werde korrigiert: »Nein, die haben gesagt: Oh nein, Bülent hat sich die Haare geschnitten!«

Bülent klopft mir auf die Schulter. Die imposante Mähne hat er jetzt zum Pferdeschwanz gebunden. Er habe sich ja ganz schön ins Zeug legen müssen, um sich sein Publikum nach meinen zehn Minuten zurückzuholen – wenn er das mal vorher geahnt hätte! Er zwinkert mir zu, und ich nehme das Kompliment hocherfreut an.

Tja, denke ich insgeheim und grinse immer noch: Wieder einer weniger, der gerne mal mit einem Rollifahrer tauschen würde.

Teil 1

Glückwunsch, es ist ein Türke!

Anfang der 80er-Jahre bewohnte ich mein erstes eigenes kleines Reich – und wie die meisten habe ich nur gute bis keine Erinnerungen an diese blumige, watteweiche Zeit. Aus Erzählungen weiß ich, dass ich recht bald mein Training als »Boxer« aufnahm und überhaupt ein waches Kerlchen war, auch wenn ich vorerst für mich blieb. Alles in allem entwickelte sich das Leben prächtig, doch dann wurde ich aus meinem kleinen, abgeschirmten Reich hinausgeworfen – und auf die Welt gebracht.

Das Kreißsaallicht der Republik erblickte ich 1980 im erzkatholischen St.-Bernward-Krankenhaus in Hildesheim, was für einen türkischstämmigen Menschen zu dieser Zeit so ungewöhnlich war wie eine Medikamentenpackung, die man gleich beim ersten Versuch auf der richtigen, nicht vom Beipackzettel ver-sperrten Seite öffnet. Doch sollte dies nur das erste in einer langen Kette von Ereignissen sein, welche meinem Leben um Haarsbreite das Etikett »normal« verpassten. Da war ich also mitten in Deutschland gelandet, in den 80ern. Sex, Drugs and Rock 'n' Roll waren gerade vorüber und die digitale Revolution noch in weiter Ferne. Die Welt drehte sich analog, und das Preisschild daran lautete auf D-Mark. Hätte man ein gemütlicheres Jahrzehnt erwischen können, um sein Leben zu beginnen?

Meine Mutter war überglücklich, mich zu sehen. Mein Vater

war Türke. Das bedeutet, er war auch glücklich, aber was ging das die Welt an? Vielleicht hallten auch noch die spitzen Schreie meiner Mutter nach, welche ihn reflexartig hatten versteinern lassen – auch wenn er dieses eine Mal gar nicht der Auslöser für die Kernschmelze im Inneren ihres anatolischen Temperamentreaktors gewesen war. Die Ankunft des Erstgeborenen war zweifelsfrei eine Sternstunde für unsere kleine Familie, und eigentlich ist es eine Schande, dass ich mir so wenig von diesem besonderen Tag habe einprägen können.

Wenigstens begriff ich vom ersten Moment an, auf welchem Territorium ich mich befand. Vom ersten Atemzug an setzte ich alles daran, mich vorbildlich zu integrieren. Die Ärzte bestätigten uns schwarz auf weiß, dass ich waschechte deutsche Symptome aufwies. Ich hatte Rücken. Nicht mit vierzig, sondern mit vier. Und zwar Tagen.

Allerdings handelte es sich dabei leider nicht um etwas, das man mit einem ABC-Wärmeplaster wieder hinbekommen hätte. Auch Wassergymnastik, Eincremen oder eine Streckbank hätten nichts gebracht. Da hinten, genau an der Stelle, die schon Probleme macht, wenn sie nur zu jucken beginnt, weil man sie mit den Händen kaum zum Kratzen erreicht, genau dort gab es ein Problem.

Dabei klingt die Bezeichnung *Spina bifida* im ersten Moment vielleicht lustiger, als es ist. Mit einem handlichen Salami-Snack hat dieses angeborene Rückenmarksleiden nichts zu tun, wohl aber mit einer physischen Konstitution, die sich gelegentlich anfühlt wie »durch den Fleischwolf gedreht«. Sie haben keine Ahnung, wovon die Rede ist? Keine Sorge – mir sagte das Ganze auch nicht viel bis gar nichts, als ich es zum ersten Mal hörte. Die Ultrakurzform dessen, was Herr Wikipedia an dieser Stelle zum Thema beisteuern würde, lautet: Es wird allgemein unterschieden zwi-

schen einer »offenen« und einer »geschlossenen« Form des Leidens, wobei Letztere nicht sofort ins Auge springt. Ich gehöre zur zweiten Kategorie. Hatte also nicht mal was Vorzeigbares.

Das kleine Würmchen, das mein Vater damals aus dem Krankenhaus im Arm nach Hause trug, war also äußerlich unversehrt: ein kleines Würmchen, das wie jedes andere gesunde Kind irgendwann über den Boden robben und die herumstehende Nivea-Creme verspeisen würde, um Kraft zu sammeln für den großen Tag, an dem es seine ersten Schritte auf die strahlende Mama zutapsen würde. Allein, wie lange ich diese Fähigkeit – das Laufen auf zwei Beinen, nicht das genüssliche Hinunterschlüpfen eines Jahresvorrats an Körperpflegecreme – behalten sollte, blieb ganz und gar ungeklärt.

»Irgendwann mal«, ließen sich die Ärzte vernehmen, »wird Ihr Sohn auf den Rollstuhl angewiesen sein.« Aber irgendwann mal wird auch Sylt von der Nordsee überflutet, unsere Nachbargalaxie mit der Milchstraße kollidieren und die Tube Flotte-Biene-Waldhonig zu Ende gehen, die, seit ich denken kann, bei meinen Eltern in der hintersten Ecke des Küchenschanks geduldig auf ihren Gebrauch wartet. Irgendwann mal – was sollten sich meine Eltern konkret darunter vorstellen, wenn selbst die Ärzte sich nicht genauer festlegen konnten?

Kurzum: Wie sich mein physisches Wohlergehen entwickeln würde, war von Anfang an so ungewiss wie die Chancen eines EU-Beitritts der Türkei. Also blieb uns nur eins: abwarten und Ayran trinken.

Keine ganz normale Kindheit – Aufwachsen im Raum Hannover

Meine ersten Lebensjahre bestanden aus einer wohlbehüteten Endlosschleife im Kreise meiner Familie, von Freunden der Familie, meiner Familie, von noch mehr Freunden und nicht zu vergessen: meiner Familie. Insgeheim träumt wohl jeder kleine türkische Junge davon, seine Mama für sich allein zu haben – und meine Eltern erfüllten mir diesen Wunsch. Weil nicht absehbar war, wie viel Aufmerksamkeit ich im Laufe der Zeit beanspruchen würde, folgte mir kein Geschwisterchen nach. Mein Rückenmarksleiden konnte sich jederzeit verschlimmern. Es war unklar, ob ich überhaupt richtig laufen lernen würde, oder ob meine Beine erst später schlappmachen würden, wenn ich ein Jugendlicher wäre. Und wie arg würden die Konsequenzen tatsächlich ausgefallen? Schließlich verlassen die meisten pubertierenden Teenies ohnehin nur selten ihr Zimmer. Alles Fragen, die nicht beantwortet werden konnten. So wuchs ich gewissermaßen mit der angeborenen Eigenschaft »Einzelkind« heran.

Meine Eltern waren 15 Jahre vor meiner Geburt nach Deutschland gekommen und hatten sich in Hildesheim niedergelassen. Meine Geburts- und Heimatstadt lag in den 80ern noch unter der 100.000-Einwohner-Marke, meine Wenigkeit bereits eingerechnet.

Es gibt dort gleich zwei Kirchen aus der Vorromanik zu bestaunen, die in meinem fünften Lebensjahr zum Weltkulturerbe ernannt wurden – was keiner weiß. Besucher finden einen hübschen, von Fachwerkhäusern gesäumten Marktplatz vor – den kei-

ner kennt. Und, äh ... das war's! Eine wohlbehütete Kindheit. Man kann wohl behaupten: In Hildesheim trafen meine Eltern ideale Bedingungen an.

Eine zentrale Anlaufstelle in meinen jungen Jahren war die Arztpraxis. Ich habe über die Jahre bestimmt mehr Urinproben abgegeben als alle Tour-de-France-Fahrer zusammen. Die Ärzte waren für mich keine Punkband, sie waren die kitteltragenden Begleiter durch mein ganz normales Leben. Mich belastete das nicht besonders – ich kannte ja nichts anderes, als in regelmäßigen Abständen der Hildesheimer Kinderärztein unseres Vertrauens meine Aufwartung zu machen. Manchmal imponierte mir die ganze Aufmerksamkeit sogar ein wenig: Ich hatte meinen eigenen Doc. Wer konnte das sonst von sich behaupten, außer vielleicht Marty McFly?

Erstaunlich ist aus heutiger Sicht, wie wenig ich bei all den Untersuchungen vom Inhalt der Gespräche aufnahm. Ich spürte nur die fast mütterliche Fürsorge, hörte die ruhige Stimme der Ärztin und beschloss, dass alles gut war. Bis heute habe ich mir diese kindliche Unbekümmertheit im Umgang mit neuen Medikamentendosierungen oder bedeutungsschweren Untersuchungsergebnissen zu bewahren versucht. Als ginge mich all das nichts an. Würde ich gefragt: »Welche Blutgruppe hast du?«, wäre meine spontane Antwort: »Rot!«

Darüber hinaus entfaltete sich das Leben in der »freien Wildbahn« jenseits von trautem Heim oder Praxis schneller, als man »Inklusion« sagen kann. Ich realisierte in kürzester Zeit, dass ich wegen meiner Gehbehinderung in den Augen zahlreicher anderer Kinder zum Abschuss freigegeben war. Nie wieder sollte in meinem Leben so viel Anarchie herrschen wie im Sandkasten des Kindergartens: die furchtlosen Gegner, bewaffnet mit scharfen Schäufelchen als Streitäxten und spitzen Seesternförmchen als

Ninja-Wurfgeschosse. Ja, Kinder können grausam sein. Müssten sie aber nicht. Manchmal sind sie auch einfach nur abgrundtief böse. Doch stand mir der Sinn nicht danach, klein beizugeben. Ich beschloss vielmehr, auf dem darwinistisch geprägten Terrain der ganztägigen Kinderbetreuung den Gorilla zu markieren, auch wenn ich rein physisch eher als Kapuzineräffchen daherkam. Rief etwa Rudi, der Störenfried in unserer Gruppe, morgens zur Begrüßung: »Da kommt das Tanpeltier!«, entgegnete ich ihm schlagfertig: »Uaahhhhhh!«, und warf mich der Länge nach auf ihn drauf.

Denn eines hatte ich schnell gelernt: Blieb ich in solchen »Gesprächen« still, wirkte meine Behinderung wie eine Verstärkung der Schwäche. Markierte ich aber durch Lautstärke und bis zur Muskelzerrung heruntergezogene Augenbrauen den Dicken, konnte ich es sogar mit den größten Rabauken aufnehmen. Es würde mich nicht wundern, wenn man in der Bienengruppe meines alten Kindergartens hinter vorgehaltener Hand bis heute ehrfürchtig von mir redet, von Tan dem Tyrannen. Ich kannte nur ein Ziel: Ich wollte ganz nach oben! King of Kindergarten. Drunter würde ich es nicht machen. Und da war niemand, der sich mir in den Weg stellte. Nach einem Jahr war ich zum Anführer unserer kleinen Kindergartengang aufgestiegen, die rückblickend mit »Hells Bengels« ganz passend umschrieben sein dürfte. Ich kontrollierte den Fußballsammelbildchen-Tauschhandel, erpresste Pausenbrote und Kakaogetränke im ganz großen Stil, und schwups! – schon hatte ich den gesamten Laden übernommen.

Ich war soeben fünf Jahre alt geworden und auf dem Höhepunkt meiner Macht, als die Kindergärtnerin meinen verblüfften Eltern eröffnete, sie sei mit ihren Kolleginnen übereingekommen, dass ein Besuch bei einer Kinderpsychologin für mich ratsam sei,

um der Ursache meiner unkontrollierten Aggressivität auf den Grund zu gehen.

»Der Junge macht Ärger, was sollen wir tun?«, fragte meine Mutter daheim.

»Der Junge leitet eine ganze Organisation, die er aus dem Nichts erschaffen hat, so was macht früher oder später eben Ärger«, kommentierte mein Vater.

»Aber was passiert, wenn die Kinderpsychologin ihn als schwer erziehbar einstuft und empfiehlt, ihn aus dem Kindergarten zu nehmen?«, setzte meine Mutter nach.

»Er wird nicht zulassen, dass man ihm sein Lebenswerk aus den Händen reißt«, beendete mein Vater die elterliche Diskussion.

So stelle ich mir zumindest im Nachhinein den Dialog meiner zur einen Hälfte besorgten und zur anderen Hälfte ob der Durchsetzungsfähigkeit des beeinträchtigten Nachwuchses insgeheim stolzen Eltern vor.

Ich wollte keinen von ihnen enttäuschen, weshalb ich in der Nacht vor dem Gespräch mit der Psychologin kaum ein Auge zutat. Ich erinnere mich noch vage an ein paar einzelne Details. Ich zählte wohl die fluoreszierenden Klebesterne an meiner Kinderzimmerdecke wieder und wieder, wie ich es immer tat, wenn ich nicht schlafen konnte, beobachtete ihren allmählich schwächer werdenden Schein und ließ es endlich geschehen, in unruhigen Schlaf abzudriften.

In einem entscheidenden Punkt lag die Kindergärtnerin mit ihrer Einschätzung daneben – und dies würde ich mir zunutze machen. Zwar legte ich zweifelsohne eine ruppige Gangart an den Tag, doch war diese keineswegs impulsiv, also unkontrolliert, sondern bewusst von mir kleinem Kerlchen gesteuert. Es war mein Überlebensmodus, den ich einschaltete, sobald die Größe-

ren oder Stärkeren in der Überzahl waren und sich überlegen wöhnten. Ebenso gut war es mir möglich, den liebenswerten Tan von nebenan zu geben, der dank der – von der fehlenden Stabilität der Wirbelsäule herrührenden – Skoliose mit den schmalen Hüften wackelte wie ein Lambadatänzer beim Turnierfinale. Wobei dieser Anblick meines Wissens und zu meiner Erleichterung nie auf Video gebannt wurde. Keine drei Likes für den verwackelten Türken. Keine Häme im Netz. Wie gesagt, die 80er waren perfekt geeignet, um unbeobachtet und beschützt heranzuwachsen.

Am Tag der psychologischen Untersuchung jedenfalls ließ ich den Satansbraten zu Hause und präsentierte an seiner Stelle den unschuldigsten, sich bloß gegen seine übermächtigen Feinde zur Wehr setzenden Jungen, seit Balu und Baghira den kleinen Mogli im Dschungel gefunden hatten.

Und meine engelsgleiche Performance kitzelte bei der Kinderpsychologin auf Anhieb Mitleid hervor. Ich achtete sogar darauf, in der Stunde bei ihr so viel umherzulaufen wie sonst an einem ganzen Tag im Kindergarten nicht. Immer wieder erhob ich mich, um mir umständlich ein weiteres Spielzeug zu holen, während die Dame mich beäugte und mir freundlich Frage um Frage stellte.

Um den verlockend in der Mitte des Raums aufgehängten Boxsack machte ich einen großen Bogen. Wie die Gläubigen in Mekka um die Kaaba pilgerte ich in konzentrischen Kreisen um das Boxsportgerät, ohne die Zeremonie durch unangebrachtes Verhalten zu stören. Am Ende strich ich mit der rechten Hand einmal sanft über die raue Oberfläche des Boxsacks und hielt mich einen Augenblick lang mit beiden Armen daran fest. Als Kind der 80er wusste ich schließlich, wie »den Baum umarmen« geht. Anschließend kehrte ich zum kleinen Kaufmannsladen in der Ecke zurück und wog brav Plastikgurken und -äpfel ab. Thilo Sarrazin wären die Tränen gekommen.

Am nächsten Tag erschien ich wie gewohnt im Kindergarten – entschlossen, meine Position zu verteidigen, aber mit dem guten Gefühl im Gepäck, nicht länger unter besonderer Beobachtung zu stehen. Vor mir lag die hart erarbeitete Krönung der Kindergartenzeit als stolzes Vorschulkind.

Die Bewertung der Kinderpsychologin war eindeutig ausgefallen: »Ein lieber, aufmerksamer, intelligenter Junge, den Sie da haben, Frau Caglar«, hatte sie sich an meine Mutter gewandt, »und der Erste in meinen zwölf Jahren Berufserfahrung, der den Boxsack gedrückt hat!«

Der Besuch des (übrigens ebenfalls katholischen) St.-Vincent-Kindergartens in Hildesheim brachte mir die Erkenntnis, dass meine Startposition grundsätzlich zehn Meter hinter allen anderen war. Fünf Meter verdankte ich meiner anatomischen Besonderheit, also der Gehbehinderung, die anderen fünf meinem anatolischen Aussehen. Wenn du einen Migrationshintergrund hast, begegnen dir manche Menschen – nicht alle – mit einer werksseitig voreingestellten Skepsis, die sie dir beim ersten Aufeinandertreffen gratis angedeihen lassen, noch bevor überhaupt das erste Wort gewechselt ist. Ich lernte von Anfang an, im Umgang mit anderen eine Schippe mehr draufzulegen, um meinen Status auf »neutral« aufzuwerten, ehe ich von dort aus weiter an meiner positiven Bewertung arbeiten konnte.

Das Leben war ein Wettlauf, und der Startschuss war bereits erfolgt. Schmerzlich erinnere ich mich an mit Freunden und Freunden unternommene Wanderungen, zu denen ich hoch motiviert und mit großen Schritten antrat, den eigens ausgewählten Wanderstock – einen mit viel Geduld und geschultem Blick aufgespürten und dem Unterholz entrissenen Ast – fest im Griff. Die würzig-weiche Waldluft in der Nase, Sonnenstrahlen, die sich im

Zickzack ihren Weg durchs Geäst bahnten – die Ausflüge in die Natur boten eine willkommene Abwechslung vom Alltag in der Stadt. Umso überraschter war ich, wenn die anderen am Ende der Strecke mit rollenden Augen auf mich warteten. Ich war doch voll bei der Sache, in meinem Element, wieso sollte ich ausgerechnet hier jemandem zur Last fallen?

Meiner Kinderärztin habe ich die Chance zu verdanken, mich weiter in derselben Gruppe zu behaupten und gleichzeitig auf feste Strukturen zu stoßen, die ein Überhandnehmen meiner antrainierten Aggressivität verhinderten. Mit sieben Jahren landete ich, nicht zuletzt durch die vehemente Fürsprache der Ärztin, auf der – was sonst? – katholischen St.-Bernward-Grundschule in Hildesheim, die auch einige meiner Kindergartenfreunde besuchten. Ein gehbehinderter Türke auf einer katholischen Schule – hätte es Ende der 80er bereits Selfies gegeben, zig davon wären am Tag meiner Einschulung wohl mit mir zusammen gemacht worden.

Der Einschulung vorausgegangen war ein denkwürdiges »Vorstellungsgespräch« beim Rektor, den ich als lebendig gewordene Schwarz-Weiß-Fotografie in Erinnerung habe. Vielleicht lag es an der sparsamen Beleuchtung im Raum, vielleicht war er auch einfach schwarz-weiß auf die Welt gekommen? Ich spürte, dass es hier mal wieder um alles oder nichts ging, und scannte mein direktes Umfeld hastig nach einem Boxsack ab, mit dem ich auf die Schnelle ein bisschen kuscheln könnte.

Nichts. Noch nicht mal ein Kaufmannsladen.

Oberhalb des farblosen Rektors an einer ansonsten kahlen Wand hing ein imposantes hölzernes Kreuz. Daran befestigt war ein junger Mann in Badebekleidung, der den Eignungstest offensichtlich nicht bestanden hatte. Ich wusste nicht, was ich gruseliger fand: den Rektor oder die Situation des armen Mannes dort

oben. Während die Fragen des Schwarz-Weißen auf mich herabprasselten, versuchte ich fieberhaft zu ergründen, ob die Ausweglosigkeit dessen dort oben tatsächlich in irgendeinem Zusammenhang mit dem gesprochenen Urteil hier unten stand und wie ich einem ähnlichen Schicksal entgehen konnte.

»Was ist denn deine Lieblingsbeschäftigung im Kindergarten?«, wollte der Herr wissen.

»Morgens hingehen!«, kam meine Antwort wie aus der Spielzeugpistole geschossen. Meine Mutter hatte mir eingetrichtert, ich solle voller Freude vom Kindergartenalltag berichten, um als wissbegieriges Kind durchzugehen.

»Aha, und dann?«, bohrte er nach.

»Freuen, dass ich da bin!«, untermauerte ich meine Kindergartenbegeisterung.

»Hmm, na, das ist ja schön«, brummte mein Gegenüber.

Die diffuse Befragung wollte einfach nicht enden. Ich wurde nervöser und nervöser mit jeder Minute. Doch als ich kurz vor der Kapitulation stand, klopfte es an der Tür – und urplötzlich war der Spuk vorüber.

Ich weiß nicht, was den Rektor damals bewog, sein Urteil zu meinen Gunsten ausfallen zu lassen. Ich bin mir allerdings sicher, dass ich, der übermotivierte kleine Draufgänger, einen anderen, weniger friedfertigen Lebensweg eingeschlagen hätte, wenn man mir in frühen Jahren den Genuss des straffen katholischen Reglements vorenthalten hätte.

Und so kam es, dass ich an einem Sommertag mit der Schultüte in der Hand ein neues Kapitel begann. An einer ganz gewöhnlichen Schule. Und das kann ich religionsübergreifend an dieser Stelle ruhig mal betonen: Danke, Jesus!

Na fein, herein, willkommen im Verein!

Ich ging ausgesprochen gerne zur Schule.

Denn dort war mir alles ausgesprochen egal.

Von der ersten Klasse an verschwand ich im Mittelfeld, dem luftleeren Raum des Schulsystems. Ich war weder ganz oben noch ganz unten in der Tabelle der schulischen Leistungen wiederzufinden. Noch dazu drosselte ich meinen Einsatz, was das im Kindergarten angenommene Rabaukenpotenzial anging. Auf dem Radar der Lehrer erzeugte ich schlachtweg kein Signal.

Dennoch war die Schulzeit nichts, was spurlos an mir vorübergegangen wäre; allerdings spielte sich die Veränderung abseits des Klassenzimmers ab. In der Sekundarstufe I hielt der Sport Einzug in mein Leben – und zwar auf recht drastische Weise.

Über das beinahe mystische Zustandekommen der Vorliebe für einen speziellen Fußballverein haben andere schon ganze Bücher verfasst. In meinem Fall geschah es vom einen auf den anderen Tag: Ich kam nach Hause, und meine Bettwäsche war grün-weiß.

Nun hat man als kleiner Junge auf die Farbe der Bettwäsche ungefähr so viel Einfluss wie, sagen wir, aufs Wetter. Man registriert, dass beides immer wieder wechselt, und findet sich damit ab. Für ein Kind sind Bettwäsche und Wetter gewissermaßen gottgegebene Dinge, gegen die der Mensch nichts auszurichten vermag. So verharrte ich in meinem Zimmer und beäugte neugierig die unbekannte Decke mit dem Kissen, auf dem ein großes geschnörkeltes »W« prangte. »W« wie Wiese vielleicht, vermutete ich – das hätte zumindest zur farblichen Komponente der Wäsche gepasst. Dass ich mit dieser spontanen Assoziation nur halb da-

nebenlag, weil viele Jahre später ein stiernackiger Teufelskerl von einem Spieler mit ebendiesem Namen für ebenjenen Verein im Tor stehen sollte, konnte ich damals natürlich nicht ahnen. Wohl aber hatte ich recht bald das Geheimnis um meine neue Bettgarnitur gelüftet: Werder Bremen hieß der Verein, zu dem meine neue Kinderzimmerausstattung gehörte, und er war sogar schon mal Meister und Pokalsieger geworden, wie ich bei einem Blick ins Fußballbildersammelalbum zufrieden feststellte. Mehr brauchte es für meine unschuldige Seele nicht, um fortan fieberhaft mit Werder zu sympathisieren. Was das betrifft, sind kleine Jungs ja erschreckend leicht zu beeinflussen. Da reicht es schon, durch blöde Zufälle dreimal hintereinander aufzuschnappen, dass ein gewisses Bayern München Tabellenführer ist, und es ist um sie geschehen. Damit auch andere Vereine in der Gunst der heranreifenden Jugend zum Zug kommen, werden die noch formbaren Zöglinge bevorzugt zu Beginn der Saison erstmals vor der Sportschau platziert, wenn wenigstens theoretisch noch ein anderer Tabellenführer denkbar ist. Alternativ hilft, wie in meinem Fall, ein komplettes Bett in Vereinsfarben – die Wirkung tritt mit fast 100-prozentiger Wahrscheinlichkeit ein.

Jahre später eröffnete mir meine Mutter, sie habe damals eigentlich die übliche Sonne-Mond-und-Sterne-Bettwäsche aus dem Katalog bestellen wollen, doch wegen eines Zahlendrehers habe mich die Fan-Bettwäsche aus Bremen erreicht. Meine These ist seither, dass hier seitens der Bremer Vereinsführung ein ganz schmutziger Deal mit dem Versandhaus Quelle über die Bühne gegangen ist, um Heerscharen neuer, junger Fans zu akquirieren. Sollte mich mein Herzensverein also bloß gekauft haben? Was soll's! Ich sehe das im Nachhinein romantisch: Im Krieg und in der Bundesliga ist alles erlaubt. (Für die jüngeren Leser hier übrigens eine Erklärung: »Quelle« war das Amazon der Vor-Internet-

Zeit, und der »Katalog« entsprach der Bestellseite, bestand aber aus unzähligen farbig bedruckten Seiten aus Papier.)

Zur Bettwäsche gesellten sich alsbald ein Trikot und weitere Fan-Accessoires. Die ursprünglich vorgesehene Bettwäsche hingegen hat es nie bis zu mir geschafft. Wer weiß, vielleicht meldet sich dank dieses Buchs jemand, der in den 80ern zum Geburtstag statt der sehnlichst erhofften Fußballausstattung Sonne-Mond- und-Sterne-Wäsche auspacken musste? Und vielleicht ist derjenige deswegen heute ein angesehener Astrophysiker? Ich bin ja stets gewillt, aus den Unwägbarkeiten des Lebens das Positive und Unglaubliche herauszufiltern.

Jedenfalls hatte ich von nun an eine fußballerische Fan-Heimat, einen Bezugspunkt, und dieser Umstand steigerte mein Interesse an Fußball ungemein. Ich kickte mit Freunden in der großen Pause eine platt getretene Getränkedose umher – immer im Bewusstsein, dass erwachsene Männer mit einer solchen Tätigkeit ihr Geld verdienten und dafür von Tausenden Fans bejubelt wurden. Ja, sie hatten dort, im sagenumwobenen Land »Bundesliga«, sogar einen eigenen, richtigen Ball, der für jede Bundesliga-Saison neu aufgelegt und optimiert wurde. Aber auch unser Spiel verbesserte sich maßgeblich, als ein Mitschüler eines Tages stolz einen gebrauchten Tennisball aus dem Bestand seines Vaters präsentierte. Vor Begeisterung schnappte sich jemand einen Edding, um dem Filzball die typischen Fünfecke zu verpassen. Der Junge führte den Stift mit freier Hand und ohne Geduld. Das Ergebnis erinnerte kaum an einen echten Fußball, es sah eher aus wie ein gelber Muffin, neben dem ein Schoko-Osterhase explodiert war. Was unserer Begeisterung jedoch keinen Abbruch tat. Der Tennisball war allemal brauchbarer als der von der Schule herausgegebene schlammabraune Schaumstoffball, der im Winter zur kloschweren, beim Einschlag wüst spritzenden Boden-Luft-Rakete

wurde, sobald er sich bis zur Zementsackschwere mit Regenwasser vollgesogen hatte.

Die Nachmittage verbrachte ich mit den Kumpels auf dem Bolzplatz oder im Stadtpark, verfolgte die EM 1988 und meine erste bewusst erlebte Weltmeisterschaft 1990, bei der uns Andi Brehme prompt unten links zum Sieg schoss, empfing stolz meine ersten Multinockenschuhe und pflegte sie fortan, als seien es zwei zusätzliche Körperteile.

»Der Junge putzt seine Schuhe öfter als seine Zähne!«, hörte ich meine Mutter seufzen, als ich wieder einmal in der Hocke sitzend, mit Bürste und Schwämmchen bewaffnet, den Flur versperrte, wo die heiß geliebten Schuhe verstaut waren.

Allerdings sollte noch relativ viel Zeit vergehen, bis ich im Alter von ungefähr zwölf Jahren meine Eltern endlich dazu brachte, mich in einem Fußballverein anzumelden. Vielleicht hatten sie den Schritt gescheut, weil sie ihrem gehbehinderten Sohn die unweigerlich folgende Enttäuschung ersparen wollten? Doch nach beharrlichem Genörgle meinerseits kam es schließlich zu meinem ersten Training beim VfV Hildesheim und zum ersten Spiel in der D-Jugend. Meine läuferische Leistung überzeugte nicht. Ich spulte noch weniger Kilometer ab als ein stillgelegter Diesel. Das machte aber nichts, denn: Ich stand im Tor.

Hierzu muss man wissen, dass wir noch weit entfernt waren vom mitspielenden Weltfußballer Manuel Neuer und seinen beispiellosen Liberoqualitäten. Damals beschränkten Torhüter sich noch auf die namensgebende Aufgabe, nämlich den Kasten zu bewachen und die Dinger von der Linie zu kratzen, egal, mit welchem Körperteil. Oder anders formuliert: Im Anschießenlassen war ich ein Naturtalent. Außerdem flog ich jedem Ball hinterher und kam er noch so scharf geschossen und unerreichbar auf meinen Kasten zugerauscht. Fraglos profitierte ich jetzt von den zahl-

losen Stunden des Trainings im netzlosen Tor auf dem betonhaften, kahl getretenen Untergrund unseres Bolzplatzes in der Nachbarschaft, an den sich ein weitläufiger Garten mit dem strengsten Besitzer nördlich des Bosporus anschloss. Die Regel lautete: Ging der Ball rein und unglücklicherweise über den Zaun, musste der verantwortliche Spieler bei Gargamel – so nannten wir den alten Kauz – klingeln, um das Spielgerät zurückzuerlangen. Und der arme Schlumpf, der sich praktisch selbst auslieferte, wollte ungerne ich sein!

Deshalb parierte ich jetzt auch im Verein, als ginge es um mein Leben – anerkennend beglückwünscht von meinen Mitspielern, die nicht ahnen konnten, dass es während meiner Torwartausbildung auf dem Bolzplatz um nicht viel weniger als ebendas gegangen war: mein Leben. Meine Reflexe waren überdurchschnittlich, wie eine Katze schnellte ich empor und vereitete Chance um Chance des Gegners. Auf diese Weise wurde ich rasch Stammtorwart.

In der Schule hatte ich mich, wie erwähnt, im Durchschnitt eingerichtet. Das klappte, weil ich meine gute Auffassungsgabe geschickt mit beispieloser Faulheit kombinierte. Im Ergebnis war ich der Inbegriff von unscheinbar – ganz im Gegensatz zu meiner im positiven Sinne hampelmannartigen und extrem verhaltensauffälligen Aktivität auf dem Fußballplatz. Hänseleien sah ich mich nur dann ausgesetzt, wenn die beliebteren Mobbingopfer fehlten.

»Kümmeltürke!«, hörte ich es dann aus den Reihen hinter mir zischen. Ich kapierte, dass damit eine beleidigende Absicht einherging. Nur vermochte ich nicht zu beantworten, wie sie überhaupt darauf kamen. Was hatte ich mit Kümmel am Hut? Und wenn, was wäre schlimm daran gewesen, mit Kümmel zu würzen?

Wieso sollte die Wahl der Speisenverfeinerung überhaupt eine Angriffsfläche zur Bloßstellung bieten? Ich nannte die anderen ja auch nicht Maggifixdeutsche.

Ich wusste auf solche Stichelei nicht adäquat zu reagieren, also tat ich – gar nichts. Ich drehte mich höchstens um und sandte dem anderen einen Blick, als habe er wirklich etwas durch und durch Dummes von sich gegeben. Was dazu führte, dass keine weiteren Böswilligkeiten auf mich einprasselten. Einerseits war ich aus der ruppigen Rolle des aufbrausenden Kleinkinds herausgewachsen, andererseits wurde meine körperliche Unterlegenheit mit dem Älterwerden immer offensichtlicher. Durch die Entdeckung der wunderbaren Leichtigkeit, die mir die Gleichgültigkeit schenkte, hatte ich einen Weg gefunden, die Schulzeit ganz gemächlich und weitestgehend unbeschadet an mir vorüberziehen zu lassen.

Meine Unauffälligkeit spielte mir auch gegenüber dem Lehrpersonal in die Karten. »Alle die Hausaufgaben raus!«, begrüßte uns unser Geschichtslehrer einmal schroff und kurz angebunden. Ihm stand es offensichtlich bis oben, dass die Arbeitsmoral der ihm anvertrauten Scout-Tornister-Truppe in letzter Zeit arg zu wünschen übrig ließ, weshalb er sich nicht mehr damit begnügen wollte, stichprobenartig nur einzelne Schüler die Hausaufgaben vortragen zu lassen. Stattdessen wollte er nun reihum den als Hausaufgabe verlangten Aufsatz auf den Tischen sehen, um ihn persönlich mit seinem Kürzel abzuzeichnen.

Ich hatte den Aufsatz nicht. Doch saß ich günstig am äußeren Ende der u-förmig angeordneten Tische. Und der übellaunige Lehrer begann seinen Kontrollgang genau am gegenüberliegenden Ende. Er hatte es nicht eilig. Das gab mir die Zeit, in Windeseile das Schreibheft hervorzukramen und den Aufsatz zu be-

ginnen. Ich wusste, dass der Lehrer höchstens den Einleitungssatz lesen würde und den letzten Absatz, in dem ich zum aufgabenbezogenen Fazit käme. Da ich durchaus wusste, was die Hausaufgabe gewesen war, ohne sie allerdings erledigt zu haben – schnelle Auffassungsgabe plus Faulheit eben –, fiel mir problemlos ein Einleitungssatz aus dem Gehirn, den ich so unauffällig wie möglich zu Papier brachte. Dann sprang ich zum unteren Ende der Seite und formulierte das Fazit. Den leeren Zwischenraum füllte ich mit ... irgendwas. Kauderwelsch. Blindtext. Als ich eben die letzte Zeile vollschrieb und den Füller weglegte, stand der Lehrer plötzlich vor dem Tisch meines Nebenmannes. Er hatte nicht das Geringste bemerkt. Noch nie war ich wegen irgendeines Vergehens aufgefallen. Ich war der Unsichtbare. Und das wollte als Türke auf der katholischen Schule schon was heißen!

»Tan, und dein Aufsatz?« Der Lehrer stand nun direkt neben mir.

»Ja.« Ich schlug das Heft auf. Die Tinte war trocken. Der Lehrer murmelte den Einleitungssatz. Weiter als angenommen. Er murmelte ihn bis zum Ende. Panisch las ich den Text stumm mit. In der nächsten Zeile begann das Kauderwelsch. Die Temperatur in meinen Ohren verdoppelte sich schlagartig. Das an meinem Kopf waren keine Ohrmuscheln mehr, das waren Heizspulen. Der Lehrer verstummte. Ich hielt die Luft an.

Dann vernahm ich wieder sein Gemurmel. Kaum verstand ich, was er von sich gab. Es war das Fazit! Er hatte den Mittelteil komplett übersprungen.

»Deine Schrift könnte aber etwas ordentlicher sein, Tan«, gab er zu Protokoll, während er meine »Hausaufgabe« abzeichnete. Ich nickte eifrig und schlug das Heft wieder zu, als der Lehrer sich entfernte – so als könnte der gemogelte Text mich immer noch